



Hikkaduwa



Im Backpackerparadies

*Hikkaduwa und Galle
an der Südwestküste Sri Lankas*

Keiner wusste so recht, woher sie kamen und was sie wollten. Sie kamen über Land oder mit dem Flugzeug aus dem Westen, aßen ihre Nudelsuppe und tranken ihren Tee, krabbelten heute durch den Dschungel und ließen sich morgen von der Sonne bescheinen. Sie waren so jung und unbedarft, wie sie Alex Garland in seinem Erfolgsroman „Der Strand“ beschrieben hat, und zugleich mit einem Narzissmus geschlagen, dem die Weite der Welt ihr Spiegel war.

Es dauerte nicht lange, da wurden die geschäftstüchtigeren Teile der Bevölkerung auf dem indischen Subkontinent und in Indochina auf die neuen Gäste aufmerksam. Gemessen an dem, was man vom sagenhaft reichen Westen hörte, waren die Neuankömmlinge eher arm, doch im Vergleich zu den lokalen Einkommensverhältnissen durchaus betucht, zahlungsfähig und zahlungswillig, wenn ihnen für kleine Aufschläge eine Hängematte hier, ein Frühstücksei dort oder eine kleine Exkursion angeboten wurde. So entstanden die ersten Enklaven des Hippie- und Backpackertourismus an den Küsten Sri Lankas und Indiens, in den Bergen Balis und im Süden Thailands. Permanent vermietete Strandhütten und Hängematten-Dormitorien der einfachsten Art waren die kargen Ausgangspunkte der transasiatischen Backpackerbewegung, deren Versorgungsstationen sich von Jahr zu Jahr vermehrten und immer effektiver miteinander vernetzten. Zunächst nur durch Mund-zu-Mund-Propaganda verbreitet, fanden die beliebtesten Routen und Backpacker-Zentren seit

Tony Wheelers Klassiker „South East Asia on a Shoestring“ in den 1970er Jahren Eingang in immer neu aufgelegte und präzisere Spezialführer. Neue Individualtouristen machten sich auf den Weg, neue „Guesthouses“ wurden gegründet, bis sich schließlich ganze Straßenzüge und Viertel in den asiatischen Hauptstädten oder an den Stränden Süd- und Südostasiens zu Traveller-Quartieren entwickelten.

Heute, knapp zwei Generationen nach der Entstehung dieser internationalen Jugendbewegung, hat sich die Szene noch weiter aufgefächert. Doch ganz gleich wie unterschiedlich sie sich auch darbieten - ihr Lebensgesetz ist immer das gleiche: Sie existieren als Filialen einer Art transkontinentaler asiatischer Gesamtjugendherberge, in der eine große Schar dienstbarer Einheimischer damit beschäftigt ist, den Gästen aus Übersee jeden nur denkbaren Wunsch für kleines Geld zu erfüllen.

Eine der ersten Enklaven dieser internationalen Zugvögelbewegung war das Fischerdorf Hikkaduwa im Süden Sri Lankas, und ein wenig waren diese Ursprünge noch immer zu erkennen. Der Ort bestand aus mehreren parallelen Straßenzügen, der Eisenbahnlinie, einigen Häusern zwischen Schienen und der Straße nach Galle, dann folgte eine Aneinanderreihung von Guesthäusern, Hotels, Restaurants und schließlich der Star des Ortes: ein perfekter weiter, weißer Palmenstrand, der keine Wünsche offen lässt.

Allerdings hatte sich das touristische Angebot im Laufe der Jahre weiterentwickelt. Nach den rustikalen Hostels der Gründerjahre waren die ersten Hotels entstanden, in denen den Individualreisenden immerhin ein Zimmer mit eigener Dusche angeboten wurde. Das „Gesetz der Wohnlichkeit“, das mir schon in den Höhlen von Dambula begegnet war, galt auch in Hikkadwa. Dazu mochte beigetragen haben, dass mittlerweile auch die Backpacker in die Jahre gekommen waren. Nur wenige aus der ersten Generation

waren in Asien geblieben, um ihr Leben als alte Käuze auf den Flohmärkten von Goa oder in den Ashrams des indischen Südens zu verbringen. Die meisten hatten den Absprung ins normale Leben geschafft, waren Studienräte, Schriftsteller oder ganz einfach Normalos geworden, ohne dass sie ihre jugendlichen Träume ganz verloren hätten. Einige von ihnen waren nach Hikkaduwa zurückgekehrt und wohnten nun in den etwas besseren Hotels mit Klimaanlage und Frühstück. Nicht ohne eine gewisse Verblüffung blickten sie auf den Nachwuchs, der mit Germanenzöpfchen und Reispflückerhose einherging, noch immer den gleichen Friedenfreiheitsundgleichheitsjargon pflegte und sich vom Küchenwallah verpflegen ließ.

Wirklich gleich geblieben war nur der Strand, wenn man von der großen Zahl der fliegenden Händler absah, die tagaus tagein die Ufer entlangliefen. Er war weißsandig und geräumig und wurde von einer sanft auslaufenden Brandung begrenzt. Im Rücken des Strandes reihten sich die Palmen in malerischer Schräglage dem Ozean entgegen, und zwischen Palmen und Strand brietten die Touristen in der Sonne. Dienstbare Geister standen bereit, auf einen Wink hin Essen und Trinken heranzuschaffen. Durchaus möglich, dass sich dieser Strand in ferner Zukunft in einen fruchtbaren Acker verwandeln wird. Am Dünger mangelte es jedenfalls nicht. Die Hunde kackten in den Sand, die Kühe trotteten vorüber und ließen schwere Ladungen fallen, und was im Gebüsch geschah, wollte ich gar nicht wissen.

Derweil hielt sich die arbeitende Bevölkerung abseits. An der Südseite des Strandes saßen die Fischer neben ihren Booten und flickten die Netze. Jeden Morgen verkauften sie ihren nächtlichen Fang an die Wirte für einen lächerlich geringen Betrag, und kaum teurer wurde er allabendlich und fangfrisch der touristischen Kundschaft serviert.

Was also das Essen in Hikkaduwa betraf, konnte man nicht klagen. Zwar gab es fast überall die gleiche

Einheitskost aus Reischickencurryundfisch, aber mit kaltem Wasser bekam man es gut herunter. Am besten schmeckte es mir im Hotel Harmony, in dem ich zunächst gar nicht bemerkte, dass ich mich in dem angesagten Gay-Treffpunkt von Hikkaduwa befand - bis mir plötzlich auffiel, dass kaum Paare und überhaupt keine allein reisenden Frauen anwesend waren. Ich blickte mich um und sah mittelalte Europäer mit sehr jungen, feingliedrigen Männern speisen. Gemeinsam verbrachten sie ihre Tage und Nächte, ohne sonderlich viel miteinander zu sprechen, bis der Urlaub zu Ende war. Gegen diese Beziehungen ist überhaupt nichts einzuwenden, wenn sie sich freiwillig vollziehen. Hässlich aber ist es, wenn sich dieser Trend zum Geschäftsmodell verdichtet und bereits die Kinder ergreift. Als ich an einem Morgen über den Strand spazierte, setzte sich mir gegenüber ein Junge mit demonstrativ gespreizten Beinen in den Sand. Das war das hässlichste und traurigste Bild, das mir in Sri Lanka zuteil wurde.

Dominant aber waren dergleichen Bilder nicht. Dafür wurde ganz offen gekifft. Von morgens bis abends zog der süßliche Geruch von Marihuana durch die Guesthäuser, und wer wollte, konnte sich bei einigen spezialisierten Anbietern zum Frühstück die bekannten Hasch-Brownies bestellen. Dementsprechend sedierte lag ein großer Teil der jugendlichen Gäste am Strand und ließ sich von morgens bis abends von der Sonne bescheinen. Und diese Sonne hatte es in sich. In den letzten Tagen des Jahres stiegen die Temperaturen auf weit über dreißig Grad. Die Luft flirrte vor Hitze, und die Touristen schütteten sich die Sonnencreme pfundweise auf die Haut. Sogar die Hunde und die Kühe verzogen sich in den Schatten.

Das war der Zeitpunkt, an dem ich müde und schlapp wurde und mich nach den Produkten der einheimischen Küche sehnte. Curry, Tuna und Reis waren mir über, und ich schmachtete nach Wiener Würstchen mit Senf und Brot, nach Sauerkraut, Eisbein oder Schnitzel. Am Ende

besuchte ich trotz Annies Protesten ein Restaurant, das am Eingang mit „deutscher Küche“ warb und meinen Erwartungen voll gerecht wurde. Ich bestellte mir einen schwach gewürzten Gulasch mit Nudeln. Es schmeckte himmlisch und ging gut rein.

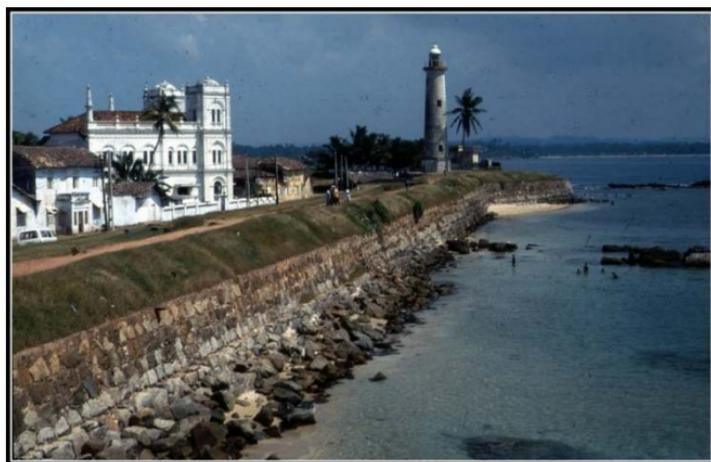
Es hätte mir noch besser geschmeckt, wäre es nur etwas ruhiger zugegangen. Doch unverkennbar strebte Hikkaduwa dem ultimativen Höhepunkt des Jahres, dem Silvesterfest, entgegen. Es wurde immer voller in den Gasthäusern und Hotels, immer lauter in den Restaurants und an den Stränden, und mir graute schon vor der letzten Nacht des Jahres.

*

Um dem sich anbahnenden Inferno zu entgehen, unternahmen wir einen Ausflug in die nur 20 km entfernte Kolonialstadt Galle. Auf der Suche nach dem Bus, der uns nach Galle bringen sollte, lernten wir gleichsam nebenbei das eigentliche, touristenfreie Hikkaduwa kennen, einen lebendigen Ort mit Garküchen, Geschäften, Taxiständen und Elefanten auf den Straßen. Sofort bemerkte ich den starken Kontrast zwischen dem angepassten Hotelpersonal an den Stränden und dem ausdrucksstarken Menschenschlag, der die Märkte bevölkerte. Die meisten Marktbesucher waren adrett gekleidet, jedenfalls viel adretter, als man vermuten würde, wenn man sich ihre Behausungen vorstellte. Ich wunderte mich über den Ernst, mit dem die Kinder schon in jungen Jahren an der Seite ihrer Eltern hinter den Tischen standen. Ich sah einen Mönch, der mit einem Obstverkäufer sprach und ihm den ausgestreckten Zeigefinger vor das Gesicht hielt. Das war eine starke Geste der Ermahnung, für die in unseren Breitengraden der Mittelfinger eingesetzt wird. Fast alle junge Mädchen, die uns begegneten, waren eine Augenweide, wengleich über die Maßen schlank. Allerdings fielen im

Umkreis dieser Gutaussehenden Abweichungen sofort auf. Jeder Bauch wirkte bei diesen schlanken Körpern wie eine unverzeihliche Entartung. Trunksucht, die in den breiten, westlichen Gesichtern eine Weile versteckt werden kann, veränderte die Physiognomie des Asiaten sofort zur Fratze.

Langsam wie ein Sattelschlepper fuhr der Bus nach Galle über schmale Straßen und hielt an jeder Ecke. Hier stand ein Junge mit einem Reissack am Straßenrand, dort winkte eine Großmutter mit einem Huhn im Korb. Ich blickte auf den Ozean, über den Wolken heranzogen. Aber über der Küste blieb es trocken. Die Wolken zogen weiter bis zu den Bergen von Kandy, wo sie sich abregnen würden.



Galle

Der Ort Galle befindet sich auf einer Halbinsel im äußersten Südwesten Sri Lankas und besaß als Handelsplatz im Schnittpunkt des antiken indo-pazifischen Handels eine geradezu ideale Lage. Die Portugiesen, die im frühen 16. Jahrhundert an den Küsten der Insel erschienen waren, hatten die bevorzugte Lage sofort erkannt und eine erste

Palisadenfestung errichtet. Die Holländer, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Reste des verfallenden portugiesischen Kolonialreiches übernahmen, umgürteten die gesamte Halbinsel mit einer massiven Mauer und 13 Bastionen. Schon allein der Umfang dieser Arbeiten brachte es mit sich, dass Arbeitskräfte aus der näheren und fernerer Umgebung am Ausbau beteiligt wurden und sich in Galle niederließen. An dieser Doppelgestalt aus kolonialer Bastion und einheimischer Besiedlung hatten auch die Briten, die das Fort im Jahre 1786 übernahmen, nichts mehr geändert. Wie segensreich diese Kombination war, hatte sich übrigens im Jahre 2004 gezeigt, als die massiven Steinwälle des Forts den Wasserfluten des großen Tsunamis widerstanden, so dass die Zahl der Todesopfer begrenzt blieb.

Heute dienen die Wälle des Forts nicht mehr der Abwehr von Feinden, sondern der touristischen Erbauung. Von ihren Höhen blickten wir über das Meer und sahen, wie sich die Brandung an den Mauern brach. Wir besuchten das alte Tor von Galle, das noch heute die Symbole der portugiesischen (innen) und der britischen Herrschaft (außen) zeigt, ließen den Leuchtturm hinter uns und erreichten unvermittelt die Siedlungsgebiete der Bevölkerung. Wir hörten den Ruf des Muezzins und sahen, wie Langbärtige und Verschleierte in verschiedene Eingänge der Moschee verschwanden. Wir sahen Schieferdächer wie in Galizien, dazu schmale Arkaden, die durch schlanke Säulen abgestützt wurden. Schließlich erreichten wir im Westen eine weiße Dagoba, die sich, von Palmen umgeben, wie ein Fremdkörper an einer Ecke erhob. Die Versatzstücke von Vergangenheit und Gegenwart waren ebenso unabgeschlossen wie das Wachstum der Stadt, deren Häuserzeilen sich weit über die Grenzen der alten Festung hinaus bis ins Landesinnere erstrecken.

*

Einen Tag nach unserem Ausflug brach in Hikkaduwa das Silvesterfest über uns herein. Es war nicht das erste Silvesterfest, das ich in den Tropen erlebte, und meine Erinnerungen an diese Jahreswechsel waren durchaus zwiespältig. In Phnom Penh hatte ich zusammen mit zwei heimwehkranken Travellern in einer Garküche gegessen und aus einer Jukebox Elvis gehört. Am heiligen See von Pushkar war es totenstill gewesen, als das neue Jahr begonnen hatte. In Bangkok hatte man zum Gaudium der Touristen einen Elefanten durch Khao San Road gejagt, in Mexiko hatte ich mit einer Freundin allein auf dem Dach eines Hauses gegessen und das Feuerwerk betrachtet, mit dem die Bewohner das neue Jahr begrüßten. Die Silvesterfeier von Hikkaduwa sollte ganz anders verlaufen.

Dass etwas Größeres auf uns zurollte, merkte ich, als ich am Vortag die getränkekistengroßen Lautsprecherboxen und Requisiten sah, die in großen Lastwagen herangekarrt wurden. Zweifellos war der Jahreswechsel der wirtschaftliche Höhepunkt des Jahres, dem die Einheimischen entgegenfieberten. Überall wurden hektographierte Zettel mit Anpreisungen für Disco-Feten oder das ultimative Silvester-Dinner verteilt.

Probeweise knallten schon am frühen Silvesterabend die Böller, und in fröhlicher Unbedenklichkeit warfen die Kinder Hunden und Rikschafahrern beachtliche Kracher hinterher. Als die ersten Kühe, die sonst am Strand von Hikkaduwa ein geruhames Leben führen, vom Lärm der Knallkörper aufgeschreckt, in wildem Galopp die Dorfstraße herunterjagten, nahmen die Festlichkeiten Fahrt auf. Auch die Natur ließ sich nicht lumpen und bot einen Sonnenuntergang, der keine Wünsche offen ließ. Wie flüssiges Gold ergoss sich das letzte Licht der untergehenden Sonne über den Himmel. Ein bengalisches Feuer brannte

über dem Indischen Ozean und verabschiedete das alte Jahr.

Kaum war die Sonne untergegangen, wurden die Barbecues zwischen Curry Bowl und White Beach entzündet. Der Joint begann zu kreisen, und unter dem Sound einer gewaltigen, aus Colombo herangekarrten Lautsprecheranlage begann das Hochamt des Jahreswechsels mit Phil Collins, Madonna und den Dire Straits. Begeistert von der Durchschlagskraft ihrer Festorganisation, griffen nun auch die Einheimischen zu starken westlichen Getränken, umtanzten die Tische und wurden noch zutraulicher, als sie es ohnehin schon waren. Ein alles durchdringender Rhythmus aus Bässen und Gitarrenriffs pulste über Hikkaduwa, den Hotels und den Strand, die ersten Leuchtraketen stiegen in den Himmel. Eine Stunde vor Mitternacht näherte sich die Party ihrem Höhepunkt. Einheimische und Gäste tanzten wie die Derwische über den Strand, die Bässe wummtten, das Bier floss in Strömen und die Joints kreisten.

Da wurde es mit einem Mal stockdunkel und still. Die Discomusik vergurgelte, die Boxen knackten, und die Lampen gingen aus. Was die Einheimischen hier schon im Vorfeld des Silvesterabends insgeheim befürchtet hatten, war eingetroffen: Die Stromversorgung war zusammengebrochen. Der Lärm war wie abgeschnitten, und nur noch die Brandung des Indischen Ozeans war zu hören. Mit einem Mal war sogar das Schlagen des eigenen Herzens wieder zu spüren – wie eine Quelle der Hoffnung für ein neues Jahr.